



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Epilog zur Wiener Ausstellung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ihrer freuen können ohne Vorbehalt. Auch aus diesem Grunde wird die Erinnerung an die große Zeit, die ihre vereinigte Arbeit heraufgeführt hat, ein Jungbrunnen sein für die kommenden Geschlechter, und in diesem Sinne heißen wir alles willkommen, was jene Männer uns näher bringt, näher, als sie uns standen, da sie unter uns lebten, aber getrennt von uns durch die Schranken der menschlichen Dinge.



Epilog zur Wiener Ausstellung



un ist der Vorhang gefallen, und das Stück, das ein halbes Jahr lang unter dem angestregten Beifall der Presse gespielt wurde, ist aus. Sonntag den 9. Oktober wurde zum letztenmale gespielt, zwar nicht im Ausstellungstheater, aber doch auch Komödie. In feierlichen Ansprachen versicherte man sich gegenseitig den großen Nutzen, den die Ausstellung für Kunst und Wissenschaft gebracht habe, und daß die Früchte, die sie tragen würde, natürlich nicht jetzt schon sichtbar sein könnten, sich aber ohne Zweifel in Zukunft reichlich zeigen würden. Nun, das wollen wir abwarten, inzwischen aber darf man sich vielleicht eignen Gedanken hingeben.

Gestehen wir es uns nur: die ganze Ausstellung war so, wie sie sich unter der Führung ihres Generaldirektors gestaltet hat (und gestalten mußte), das Werk einer ganz merkwürdigen Verkennung der menschlichen Natur. Sie glich einem Gespann, woran ein ganz verschiednes Paar von Zugtieren geschirrt ist, und das darum weder vorwärts kommt, noch geradeaus geht, sondern immerfort mit sich selber zu thun hat. Die große Masse mit antiquarischen Schätzen anziehen zu wollen, war ein Irrtum, und es war auch ursprünglich gar nicht geplant. Um alte Manuskripte, alte Bücher, alte Instrumente, alte Bilder genießen zu können, muß man schon eine gewisse Summe geschichtlicher Bildung mitbringen, die man nur bei dem kleinern (kleinsten! D R) Teil des Publikums voraussetzen darf. Der gewöhnliche Mensch lebt der Gegenwart und dem Genuße, der je nach seiner Anlage mehr oder weniger edel ist. Geschichtliche Betrachtung aber ist den allermeisten Menschen kein Genuß, sondern Anstrengung. Darum werden die Museen viel weniger besucht als die Ausstellungen neuer Bilder. Und die Ausstellung war ein Museum — eines der merkwürdigsten freilich, das je zu sehen gewesen ist, aber immerhin ein Museum und darum allein schon auf ein kleines Publikum beschränkt. Nun war aber dieses Museum zugleich mit einer Gewerbeausstellung verbunden

und mit zahlreichen Unterhaltungsmitteln, damit es die große Menge anzüge. Das gab der Errichtung des Museums wieder einen ganz sonderbaren Charakter, der Grundgedanke der Ausstellung wurde verdunkelt, verwischt, verwirrt, und damit auch die Stimmung des Publikums, der öffentlichen Meinung. Ein Museum ist ein Ort stiller Betrachtung, die Ausstellung aber wurde ein Sammelplatz der mannigfaltigsten Vergnügungen. Hier spielte ein Marionettentheater, dort war ein Panorama zu sehen, an fünf, sechs Orten zugleich war Musik zu hören, an den Abenden gab es Konzerte in der Musikhalle, Vorstellungen im Ausstellungstheater, die Schrammeln bei Stalehner in Alt-Wien, Volksfänger anderwärts — man wurde nach zehn Seiten hin gelockt, und diese Anhäufung von musikalischen und theatralischen Produktionen förderte keineswegs die Würde der Kunst. Man liebt am meisten den seltenen Freund, und die Kunst ist ein solcher Freund. Wenn täglich die ausgefechtesten Kunstgenüsse geboten werden, so sinkt ihr Wert und auch die Aufnahmefähigkeit der Menschen. Etwas anderes ist die berufsmäßige Beschäftigung mit den Künsten, etwas anderes das Verhältnis des Genießenden zu ihnen. Durch diesen Jahrmart der Künste sind sie nicht populärer geworden, das Publikum hat es durch seine Zurückhaltung gezeigt. Meist wurde ebenso in der Tonhalle wie im Schattenspiel- und im Ausstellungstheater vor wenigen zahlenden Menschen gespielt, in den meisten Fällen sammelten sich eingeladene Personen, die in engerer Beziehung zu den Spielenden oder den Unternehmern standen, oder die ihr Beruf dazu zwang, hineinzugehen — es war meist eine kühle Stimmung vorherrschend. Nur als Mascagni nach Wien kam und im Ausstellungstheater das Orchester dirigierte, gab es endlosen Jubel, und Wien berauschte sich eine Woche lang in der Feier des jungen Musikers. Aber das wäre auch ohne die Ausstellung geschehen, und als er Abschied nahm, da war das Ausstellungstheater gerade wieder so leer wie zuvor. Freilich trugen zu dieser Zurückhaltung des Publikums auch die teuern Preise bei, die man für die Billets zahlen mußte, wenn man sie nicht — geschenkt erhielt. Und damit berühren wir die andern, nicht im Wesen des Unternehmens gelegenen Schwächen. Die Ausstellung wird allgemein auf die Anregung der Fürstin Metternich zurückgeführt. Diese hohe Dame von Geist und Herz hat den edeln Ehrgeiz, den Wienern Schauspiele zu bereiten, die den Reichen mit Heiterkeit das Geld aus der Tasche locken, um es dem Gewerbestande zuzuführen. Das Wiener Gewerbe erwies sich denn auch am Schluß der Ausstellung dankbar für diese Gesinnung: es unterzeichnete eine Huldigungsadresse an die Fürstin. Diese selbst an der Spitze des ganzen Ausstellungsunternehmens war aber auch die Führerin der ganzen, ihr anhängenden Aristokratie zum Besuche der Ausstellung. Der Adel gab durch seinen zahlreichen Besuch und durch Entfaltung seines Reichtums den ersten Wochen der Ausstellung ein glänzendes Gepräge. Auf dem Hintergrunde der Rotunde, die die kostbarsten Schätze der Mensch-

heit beherbergte, entfaltete sich in der Avenue zum Theater ein prächtiger Korso. Es war eine Lust inmitten dieser schönen Frauen und Toiletten zu lustwandeln! Allein dem größern bürgerlichen Publikum gefiel wohl eine Zeit lang die Zuschauerrolle, aber es konnte sich in dieser aristokratischen Sphäre nicht heimisch fühlen, und die Popularität des Unternehmens sank in demselben Maße, als sein gesellschaftlich aristokratischer Charakter hervortrat. Später hatte es freilich auch noch mit mancherlei Ungunst der Zeit und des Wetters zu kämpfen, aber das hätte nicht viel ausgemacht, wenn seine Schwächen nicht im Fundament gelegen hätten.

Wenn wir ganz aufrichtig sein sollen, so müssen wir auch gestehen, daß wir sehr skeptisch von dem Werte der Ausstellung für die Wissenschaft denken. Wenn man nicht auf dem Standpunkt steht, daß Robert König das Ideal eines Litterarhistorikers, daß ein Bilderatlas das Ideal einer Litteratur- und Musikgeschichte sei, so kann man auch diese Ausstellung von Manuskripten, Partituren, Dichter- und Komponistenporträts nicht für wissenschaftlich bildend halten. Wissen und Schauen sind ganz verschiedene Dinge, und ich denke, man fördert nur den Dilettantismus, die Scheinbildung, wenn man den Leuten einredet, ein Gang durch eine solche Ausstellung sei förderlich für ihre Bildung. Bestenfalls merken sie sich einige Namen, und das ist dann doch nur das alleräußerlichste Wissen. Es entsteht eine sehr bedauerliche Verschiebung in der Stellung der großen Menge zu den verschiedenen Künsten, wenn man sie mit dem äußern Apparat oder den nebenbei interessantesten Gegenständen der Kunst vertraut macht. Nehmen wir ein drastisches Beispiel: Schillers Zimmer war aus Marbach geholt und aufgestellt worden. Wird es an Ort und Stelle betrachtet von Verehrern des Dichters, die eigens hinfahren, um die Stätte seiner Geburt zu sehen, so mag die Stimmung der Pietät sehr wirksam sein. In der Wiener Rotunde aber wurde das Schillerzimmer zwar von der Menge viel umstanden, ob aber auch nur ein Tropfen mehr für die Verehrung Schillers dadurch gewonnen wurde, muß man doch sehr bezweifeln. Gegenstände stiller, andächtiger Verehrung von Menschen, die sich durch lange Beschäftigung mit deren Urheber oder Besitzer in ein poetisches Verhältnis zu ihnen gesetzt haben, auf den lärmenden Markt zu bringen, ist der reine Nonsens! Sie werden dadurch geradezu entweiht! Es geht damit wie mit der Reliquienverehrung der Kirche. Eine einzelne Reliquie in einer einsamen Kirche bei dämmerigem Licht mit gläubigem Auge gesehen, thut große Wirkung; versammelt alle Reliquien der Welt und ruft die Menge herbei, und die ganze Stimmung, in der so etwas gesehen und betrachtet sein will, ist vorbei. Was aber in der Rotunde noch mehr die Stimmung verdarb, war der ungeheure Kultus der Eitelkeit, der mit der Gegenwart getrieben wurde, die sich selbst plötzlich als Historie fühlte und ihre eignen Reliquien bei Lebzeiten um sich versammelte, wie es z. B. Friederike Götzmann mit dem „Grillenzimmer“ gethan hat, das

den Kultus der Person auf die Spitze trieb. In vielen andern Fällen fesselte den Beschauer doch der eigentliche Kunstwert der ausgestellten Kunstwerke, wie z. B. in der Wolterkoje, die das berühmte Makart'sche Bild der großen Tragödin in der Rolle der Kleopatra und ähnliches zeigte. Aber das „Grillenzimmer“ zeigte unzählige Bändchen und Bänder von gespendeten Kränzen, jedoch kein Kunstwerk — und solchen Opferstätten der Eitelkeit begegnete man öfter.

Aber es war vielleicht gut, daß dem so war. Denn so wurde doch durch die strengste Konsequenz im Reliquienkultus sein Wert oder Unwert drastisch offenbar. Wir leben in einer Zeit, die sich von dem übertriebnen Historismus des Jahrhunderts losringen möchte zu einer eignen, unmittelbaren Weltanschauung. In der Wiener Ausstellung hat dieser Historismus seine letzte Flamme aufflackern lassen, er hat einen monumentalen Ausdruck gefunden, um, wenigstens in dieser Form, sich wohl nicht mehr zu wiederholen.



Das Normale

Eine Vision



r trug einen langen, schmutzigweißen Burnus, einen weißen Shawl, dessen Enden ihm über den gekrümmten Rücken herabhingen, turbanartig um den Kopf geschlungen und einen langen Stab in der Hand.

Ich war ihm bereits durch mehrere Straßen gefolgt. Wenn mich der eisgraue, exotische Mann an sich schon lebhaft interessirte, wurde mein Erstaunen, ja ich möchte sagen eine Art abergläubischen Entsetzens besonders noch dadurch erregt, daß man, trotz des starken Verkehrs auf den Straßen, dieser selbst für eine Weltstadt ungewöhnlichen Erscheinung nicht die geringste Beachtung schenkte. Langsamem Schrittes wankte der Fremdling durch die geschäftig auf- und niederwogende Menge, er wurde weder gestoßen, noch gedrängt, noch aufgehalten, kein Wächter der öffentlichen Ordnung schnauzte ihn an, daß er seinen Weg beschleunigen und nicht „die Passage behindern“ solle; niemand kümmerte sich um ihn. Und jetzt — sehe ich recht? Ein älterer Herr, der die (sonst nur jungen Leuten anhaftende) Ungezogenheit hatte, seinen Stock wagerecht unter dem Arme zu tragen, bohrte ihn durch und durch. Ich wollte zuspringen, um den so schrecklich verletzten der nächsten Sanitätswache zuzuführen, aber — der Alte schlich weiter, als ob nichts geschehen wäre, und auch der „Mörder“ ging seines Weges, ohne sich auch nur umzusehen.